

Weyma Lübbe

## Was ich tat, als mein Kopf nicht über Max Weber arbeiten wollte



Geboren 1961 in Münster/Westfalen. Schulbesuch in Bochum, seit 1971 in Einsiedeln/Schweiz. 1979 bis 1984 Studium der Philosophie und anderer Sozial- und Kulturwissenschaften in Zürich, Konstanz und München. Assistententätigkeit als Soziologin und Philosophin, Promotion (1989) und Habilitation (1997) im Fach Philosophie an der Universität Konstanz. Promotionsstipendium der Hanns Martin Schleyer-Stiftung, Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft; seit August 1998 Heisenberg-Stipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Publikationen vor allem zur Rechtsphilosophie, Ethik, Theorie und Geschichte der Sozialwissenschaften. Zuletzt: *Verantwortung in komplexen kulturellen Prozessen*, Freiburg: Alber 1998. – Adresse: Universität Heidelberg, Philosophisches Seminar, Schulgasse 6, 69117 Heidelberg.

Über Forschungsprojekte muß man, wenn man nicht nur für sie, sondern auch von ihnen leben möchte, ein bis zwei Jahre vor der Zeit Auskunft geben, in der man sich ihnen widmen darf. Ich gab damals an, daß ich am Wissenschaftskolleg einen Kommentar zu Max Webers „Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre“ schreiben wolle. Noch bei meiner Ankunft bekam ich zu hören, daß man das spannend finde. Mir selbst – soeben der Mühe einer Buchproduktion entronnen – ging es inzwischen anders. Ich habe meinen Kopf nicht in der Hand. Er führt ein Eigenleben, wenn er darf. Hier durfte er. Und er wollte nicht über Max Weber arbeiten. Richtig wach wurde er nur beim Thema Umweltrecht und beim Thema Public Health. Also ging ich in die Bibliothek und bestellte ihm alles, was er lesen wollte – und mehr, als er lesen konnte. Denn mein Kopf wollte, zweitens, nicht nur mit mir am Schreibtisch sitzen. Neben der Pflege der schon sprießenden Gewächse, so fand er, muß man auch Saatgut für künftige Gewächse einfahren, und zwar dann, wenn man es sich leisten kann. Angesichts nur weniger Vortragsverpflichtungen konnte ich es mir leisten. Also nahm ich ihn mit zu all den Dinners, Lunches, Kolloquien, Festen,

Konzerten, Museumsbesuchen und spannenden Gästen, die uns tagaus tagein geboten wurden.

Das sprießende Gewächs bekam im Laufe des Jahres den Arbeitstitel „Allokationsethik“. Das ist kein gebräuchlicher philosophischer Terminus. Ich entnahm ihn der Debatte über die Wünschbarkeit der Folgen einer effizienteren Ressourcenallokation im Gesundheitswesen. Generell geht es um ethische Probleme der (Um-)verteilung von Lebenschancen (Gütern) und Lebensrisiken (Lasten) durch staatliche und substaatliche Institutionen. Mein besonderes Interesse galt dabei einem Punkt, der in der über viele Anwendungsbereiche verstreuten Literatur nicht systematisch berücksichtigt wird: Eine durch Effizienzgewinne motivierte (Um-)verteilung von (insbesondere: existentiellen) *Risiken* unterliegt erheblich strikteren moralischen und rechtlichen Bedenken als eine durch Effizienzgewinne motivierte (Um-)verteilung von *Chancen*. Diese Unterscheidung, so wenig trivial sie im Einzelfall ist, hat letztlich mit der Unterscheidung von Handeln und Unterlassen zu tun. Über deren moralische Relevanz oder Irrelevanz ist von Philosophen viel gestritten worden – aber nicht anhand der komplexen administrativen Entscheidungssituationen, die ich im Auge hatte.

Einen erheblichen Teil meiner Zeit habe ich dafür aufgewendet, mich in realitätsnahes Beispielmaterial einzuarbeiten – Verteilung von Spenderorganen oder Dialysegeräten; „prevention vs. treatment“; Kriterien für die Stationierung riskanter technischer Anlagen; Festlegung von Grenzwerten für krebserzeugende Stoffe, usf. Ohne ein Sicheinlassen auf die einschlägigen, insbesondere die relevanten juristischen Terminologien ging das nicht. Unumgänglich war insbesondere auch die Befassung mit der ökonomischen Analyse des Rechts. Die Ökonomen sind es nämlich, die im Zuge des aktuellen Kostendrucks mit ihrem am Nutzenmaximierungskriterium orientierten Rationalisierungsanspruch von seiten der Entscheidungspraxis primär zur Kenntnis genommen werden. In den beiden Politikbereichen, auf die ich mich bei der Materialsuche konzentriert habe (Umweltpolitik und Gesundheitspolitik), ist der Einfluß der Ökonomie ganz evident. Diese beiden Politikfelder interessieren mich vor allem wegen ihrer Relevanz für das existentielle Gut des (Über-)Lebens. Denn von diesem Gut behauptet die politische und hier und da auch die juristische Rhetorik immer wieder einmal, es sei Abwägungen nicht zugänglich, stehe also nicht zur Disposition von Kostenerwägungen. Es ist faszinierend zu beobachten, welche verdeckten Wege sich der bei steigendem Kostendruck steigende Zwang zur Abwägung sucht, wenn die offene Abwägung tabubesetzt ist.

Die leitende Frage bei der Materialsammlung war nicht nur die nach den institutionellen Erscheinungsformen der moralischen Relevanz der

Unterscheidung von Handeln und Unterlassen. Dahinter stand die allgemeinere Frage, welche rechtlich institutionalisierten Hindernisse unsere Kultur einer nutzenmaximierenden Entscheidungspraxis entgegensetzt. Die Ungleichgewichtung von Handlungsfolgen und Unterlassungsfolgen ist *eine* solche Grenze, aber es gibt noch mehr Indizien für die kulturelle Präsenz von Bewertungsgesichtspunkten, die in einer echten Konkurrenz zu Maximierungsimperativen stehen. Einige sind: die bevorzugte Hinderung gegenwärtiger Gefahren vor späteren (aber ebenso gewiß sich realisierenden) Gefahren; das konsequentere Verbot anschaulicher und direkter vor unanschaulichen und indirekten, aber im Ergebnis gleich großen Schädigungen; der bevorzugte Schutz individuell feststehender Personen vor statistisch abstrakten Personen; die Bevorzugung gesamthaft großer, aber gleich verteilter vor gesamthaft geringeren, aber ungleich verteilten Risiken. Das alles sind rechtlich institutionalisierte Asymmetrien, die unter Umständen das Kriterium der Nutzenmaximierung verletzen und die gleichwohl bei einschlägiger Aufklärung der Entscheidungsträger sich nicht einfach auflösen.

Eine Bewertung dieser Phänomene ist nicht das Ziel des Projekts. Ob ein Forscher persönlich Utilitarist ist oder nicht – das ist ja ganz uninteressant. Es geht mir um die Schilderung einer zentrale Werte betreffenden kulturellen Entwicklung und ihrer voraussichtlichen Grenzen: um den Wechsel von der Sicherheitsrhetorik zur Abwägungsrhetorik, der sich unter objektiv steigendem Schadensallokationsdruck einstellt, und um seine konkreten kategorialen Erscheinungsformen. Einige Vortragsmanuskripte habe ich in diesem Jahr produziert, aber kein Buch, nicht einmal den Plan eines Buches. Ich habe freilich breiter (und unbekümmert um Fächergrenzen) gelesen und gesammelt, als es mir unter dem Druck der Produktion eines Buchmanuskripts je möglich gewesen wäre. Das ist eine seltene Chance, die ihre lesbaren Früchte noch hervorbringen wird.

\*\*\*

Nun will man zwar *von* der Arbeit leben, aber doch nicht *nur für* diese. Die Arbeit, überdies, ist immer da; anderes gab es nur in diesem Jahr – es kommt nie wieder. Woran werde ich mich besonders ungern erinnern? Das verrate ich nicht, denn es war nichts dabei, an dem die Besatzung des Hauses irgend etwas hätte ändern können. Woran werde ich mich besonders gerne erinnern? An das erste Jahr einer engen Freundschaft mit Stephan Leibfried und an 925 e-mails, die nicht unsere einzige Kommunikationsform waren. An Tischtennismatches, in denen es nicht nur um Punkte, und Donnerstagsdinner, in denen es nicht nur ums Essen, aber jedenfalls auch ums Essen ging. An die „Ausländer“ (wie Wolf Biermann

sie in aller Freundschaft zu titulieren pflegte), die ihre (indische, arabische, japanische) Kultur so überaus eindrucksvoll verkörperten. An Proben mit Murat Çizakça, der zu menschlich war, um seinen Part in Dan Dedius frisch komponierten Duetten (wie es die Partitur vorschrieb) „robotisch“ zu singen. An Frau Kiesewetter und all die anderen Mitarbeiterinnen, die hart für uns gearbeitet haben, ohne auch so dreinzuschauen. An Wolfgang Rihms besondere Art, selten, aber dann auch wirklich da zu sein. An Eric Warrants Enthusiasmus für . . . na, beinahe für alles, darunter hässliche Insekten (eine Spinne – „isn't it beauuutiful?!!!“) und schöne Insekten (die „fireflies“, die er uns nachts im Park von Sanssouci zeigte. Einer setzte sich bei Hashi Raychaudhuri auf die Jacke neben die Perlmutterknöpfe, die auch ein bißchen leuchteten. Er wurde aber nicht erhört. Sicher war er sehr frustriert). Und an den Blick, den ich hatte, wenn ich, anstatt auf den Bildschirm, schräg daran vorbei sah: Die Funkturmspitze, Parkbäume, die, einer schöner als der andere, die Jahreszeiten gegenwärtig hielten, und der See.